

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Frau Grünberg
Autor: Finsler, Fanny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

druck steht nicht auf so staatsmäßig schönem Bütten, wie es der Verlag für seine Luxusausgabe verwendete, sondern auf dünnen, fast randlosen, graulich durchwölkten Blättern, wie man sie früher etwa zu Kollegienheften benutzte, und eigentlich entspräche solch dürftiges Papier besser der Bescheidenheit einer Schrift, die — als aller Zeichen der Eitelkeit und des

Größenwahnes entbehrend — eine große Seltenheit darstellt unter Dichterschriften; aber es ist doch angenehm, daß sich dem Auge die wertvollen Zeichen klar und nobel bieten, und denen, die in papierarmer Zeit diese vornehme Publikation ermöglichten, sei der Dank dafür nicht vorenthalten.

Dr. Maria Waser, Zollikon.

Frau Grünberg.

Nachdruck verboten.

(Aus dem „Uebergang“, der nichts Geschriebenes ist.)

Von Fanny Finsler, Zürich.

Als Kind bestaunte ich oft jene Art von neuen Häusern, die aus rotem Backstein gebaut und mit Balkonen und allerlei Mauer Schnörkeln verziert waren. Das Lustige, Modische daran erschien mir als Ausdruck einer besondern Lebensfreude, in deren Besitz die Bewohner solcher Bauten stehen mußten. Ich beneidete deshalb von Herzen alle Kinder, die in den neuen Häusern daheim waren, und mit Gefühlen höchster Langeweile gedachte ich unseres alten Hauses Schlichtheit, das, grau und ehrwürdig, nichts mit dem bunten Leben gemein hat.

Nun sind rote Häuser längst nicht mehr mein Traum, und Sandsteinverzierungen und Gußisenbalkone haben keinen Reiz mehr für mich. Denn alles dies ist jetzt gemein und in vielen Variationen das Alltägliche.

Rot ist die Häuserfront an der Schrankestraße, aber farblos der Hof dahinter und grau verwischt die Aufschrift gegenüber: Conditorei. Briefkasten reihen sich bettlerhaft im Eingang. Sie weisen die Namen Frech, Wolf, Fröschel, Weißbein, Glücksmann und Grünberg.

Das Treppenhaus ist wie die Straße: man begegnet Frauen und Kindern, die stumm grüßen oder staunen, und Menschen, die auf die Stufen wie aufs Pflaster spucken. Man tritt auf Gemüse- und Papierresten, und einmal traf ich ein Kindertaschentuch, das gar niemandem gehörte. Das Fenster am obersten Treppenabsatz, das Ausblick gibt auf Mauern und Zinnengeländer, ist belegt mit den Steppdecken der Juden Grünberg.

Hier haben die Decken die letzte Phase ihrer Existenz erreicht. Die Reise in die

Lumpensammlerei ist nicht weit, und nachher macht der Uebergang vom Fehen zum neugepreßten Papier das Elend vergessen, das sie ausdünsten.

Der Hof ist der Werkplatz der Jugend. Mit Hammer und Säge wird gestaltet, Schwerter und Stelzen sind das Ergebnis.

Lümpel sind hier nichts Urges. Freundschaftlich drücken sich die Kameraden im Schmutz herum.

* * *

An jenem Dezembernachmittag, als das unzeitige Hagelwetter alles, was laufen konnte, unter schützende Dächer peitschte, sah sich plötzlich die Jüdin Frau Grünberg allein auf der langen Straße. Sie fuhr zusammen beim Hieb des ersten Hagelkorns; dann aber setzte sie ruhig ihre Krücke weiterhin vor sich auf das schlüpfrige Pflaster und lächelte in den Sturm hinein: „Du Herrgott, Du weescht ja, daß ich geh' mit dem Stod. Werf mi net um.“

Bei ihrer Freundin angekommen, warf sie triumphierend den nassen Mantel fort: „Heut' war ich die Stärkere, der Herrgott hat mi net umg'worf'n — oh, ich bin stark und groß — wie — die Flieg'n an der Wand.“ Klein und Groß war in diesem Augenblick gleichwertig. Ihr Menschenstolz hatte sie aufrecht vor den Herrgott hingestellt. Schwäche und Armut waren von ihr abgefallen, alle Details bedeutungslos geworden. Die Freundin drängte Frau Grünberg alles Zufällige wieder auf. Sie erzählte bei einer Tasse Tee von ihrem einträglichen Beruf, und ihr geldgieriges Gesicht blieb nicht ohne Eindruck auf die Jüdin. Auch sagte dieser

die Uhr nach kurzer Weile, daß sie ja heim müsse, wenn sie nicht eine Szene riskieren wolle mit ihrem Mann. Jetzt war sie wieder schwach, arm und krank, die Unterstützungsbedürftige aus Mansarde Nr. 7. Mit grauem Gesicht stieg sie in ihre Wohnung hinauf —

Dort habe ich sie kennen gelernt, von tausend Abscheulichkeiten umgeben und durch unwürdige Kleidung verhäßlicht. Aber süß, leidenschaftlich und rührend primitiv weiß ihr östliches Herz die Sprache zu reden, die über Nationen weg verstanden wird.

Durch Frau Grünbergs Erzählung bin ich bekannt geworden mit einem kleinen Kreis Menschen, die ihren Gedanken hinaus helfen aus dem Gerümpel ihrer Behausung: Mit dem Kind im Waisenhaus, der alten Mutter in Rumänien, den Söhnen und den fabelhaft reichen Verwandten in Amerika. O, Amerika! Dorthier kommen von Zeit zu Zeit tröstliche Geldbriefe, dorthier ist immer etwas zu hoffen für die Zukunft... Vielleicht bringt sie es in der Zukunft überhaupt einmal dort hin...

Hätte man ahnen können, daß Zürich eine so erbärmliche Station ihres Lebens sein würde? „Sehr traurig, sehr traurig,“ sagt Frau Grünberg, „schön ist nur mein Name: Grün, das ist doch die Hoffnung.“

Alles scheint in Frau Grünbergs Mansarde auf andere Zeiten zu hoffen. Die ganze Einrichtung ist nur vorübergehend, provisorisch so. Gleich neben der Tür wartet der große Korb aufs Weiterreisen.

Einmal öffnete ihn Frau Grünberg in meiner Anwesenheit, um eine ihrer tröstlichen Amerikaadressen hervorzuholen. Aber das Kramen unter Teebüchse, Unterrocken und Ledertäschchen blieb erfolglos und wurde zum Spiel. Die Blüschmütze des fernen Kindes kam der Mutter in die Hände. Sie setzte sich das Käppchen schmerzlich spassend aufs Haar. Verzerrt lachten ihre einstigen Freudengrübchen: „Mich brennt das Herz, seit das Kind fort ist, o Schmerzen; aber was kann man machen?“ Dann schmiß sie die Mütze wieder hin, unter den übrigen lieben Plunder.

Der Reisetorb ist Frau Grünbergs Zuflucht. Dort birgt sie ihre Schätze aus ver-

jubelten jungen Jahren, dort lassen sich allerlei brauchbare Sachen aufspeichern für später... O, es wird ein hastiges Einpacken sein, wenn sie dem verwünschten Mann und Stiefvater den Abschied geben, weil sie die Fahrkarten nach Amerika besitzen!

Aber noch ist der Mann ihr Erhalter; denn Frau Grünberg ist krank und ganz auf ihn angewiesen. Aber er ist ihr Dämon der hauptsächlich schuld ist an ihrem Elend, weil er von ihrer Seele nichts weiß...

Dem Mann aber ist die Krankheit seiner Frau zum Fluch geworden, was er in unaufhörlichen Ergüssen wiederholt: „Sie ist krank, schont sich nicht und plagt mich schon ein rundes Jahr mit ihren Schmerzen.“ Die Frau ist für ihn ein Luder, ein unnützer Quälgeist, von dem sich zu entledigen sein herzlichster Wunsch ist.

Der gegenseitige Groll hat Kriegszustand herbeigeführt in Grünbergs Behausung. Möbel, Geschirr, alle großen und kleinen Utensilien sind davon Zeugen. Auf dem Schrank liegen zwei Brote, das ihre und das seine. Sie werden behandelt wie menschliche Feinde. Bei den Mahlzeiten sind die Brote zuweilen die Ursache von bösen Kriegsangriffen. Dann gerät der ganze Hausrat in eine solche Aufregung, daß ein Eintretender sich lange nicht zurechtfindet in dem Chaos. Das Chaos aber ist das Element der beiden Menschen.

So hatte eine geniale Laune den Mann eines Tages veranlaßt, den Ofen zu versetzen und das Rohr nach Möglichkeit zu verlängern. Der Ruß stob durchs frisch gepukte Zimmer und setzte sich auf die Wäsche der Frau, die blaß war vor Zorn. Sie gab sich keine Mühe, von neuem Ordnung zu schaffen. Mochten Kartoffeln auf dem Boden kollern und Zwiebeln spritzen als auf schwarzem Ackergrund!

Aber Frau Grünberg hielt in der bleichen Hand das Brotmesser bereit zum Wurf gegen den Zerstörer ihrer Hausfrauenehre, und sie freute sich leise, daß auch das Bügeleisen und der Krückstock vielleicht heute noch gute Kriegsdienste leisten würden. Vorläufig parierte sie geschickt die Verwünschungen, die vom Schneidertisch in ihre Sophaecke flogen.

Sie spitzte mit schneller Zunge die Flüche noch etwas feiner und perfider, ehe sie sie treffend zurücksandte. Das Kampfspiel, obgleich bitter ernst, gefiel ihr in seiner Art. Da machte sich der Mann Luft zum Fenster hinaus: Möge es hören, wer unten vorbeiläuft — er ist es müde, die gehässige Frau zu erhalten — möge sie abfahren, wohin sie will — möge der Teufel sie holen!

Des Mannes Stimme und das Kreischen der Frau waren nun zum Duett geworden, dessen oberste Töne die Frau beherrschte. Zur gleichen Zeit setzten die Beiden ein, überschrien sich in fürchterlichen Kadenzten und pausierten auch miteinander, um neuen Atem zu schöpfen. Dem Geschrei folgte eine böse Stille. Erwarteten sie irgend eine Erfüllung ihrer verderblichen Wünsche? Wenn sich Menschen das Böseste gönnen möchten, so ist das Beste daran, daß ihre Flüche keine Macht haben.

Keines erlahmte unter den Verwünschungen des Andern. Der Teufel erschien nicht, auch schickte er kein höllisches Wunder zur Strafe für die Beschwörung. Unbeschadet blieben Mann und Frau beieinander sitzen. Bügeleisen, Messer, Krückstock wurden nicht mißbraucht. Während der Groll sich wieder langsam in die zwei Herzen zurückzog, ging noch ein Knirschen durch die Zähne des Alten: „Sie will mich wohl einmal töten — eh?“ Da ließ es die Ehrlichkeit der Frau nicht zu, nein zu sagen. —

Manchmal aber weicht der Haß einem natürlichen Mitgefühl, das unabhängig ist von aller bewußten Antipathie. Dieses primitive Mitfühlen lassen Grünbergs auf allerlei andere klägliche Existenzen übergehen, die bei ihnen etwas suchen.

Einmal traf ich mit Frau Glücksmann und ihrem Bubi zusammen, die Grünbergs einen Besuch abstatteten. Der Kleine trollte zu aller Erheiterung durch die Stube. Seine Mutter entdeckte Zeitvertreib für ihn: „Guck, lauter schöne Sacheli!“ In ihren Augen war der Grünbergsche Kram würdig zum Kinderspielzeug: Salzfaß, Schere, Pfeffermühle. Bubi war glücklich über eine Karte. Die Jüdin spielte die Großmama, und der Alte rauchte wohlgelaunt auf dem Tisch.

Im Augenblick brauchte niemand mehr. Die Besucherin, erwärmt durch Frau Grünbergs Worte, quetschte den Bubi an sich, um ihn zu küssen.

So wissen mit ein paar Spaßworten, launigen Erzählungen und einer Tasse heißen Tees die Grünbergs sich mit Recht den Ruhm der Gastfreundschaft zu verschaffen. Der Besucher horcht auf den Alten, der gemüthlich seine Philosophien aus dem Schmutz seiner Existenz heraus entwickelt. Gott ist ihm nahe. Er ist ihm wohlbekannt aus den alten Schriften, und Abraham, Moses und die großen Könige verehrt und liebt er, wie überlegene, ältere Brüder.

Aber die Frau zuckt die Achseln: „Was hilft mir alles dies, was er weiß? Er ist schlecht gegen mich, und ein unsauberer Mensch.“ Alles, was ihre fünfzigjährige Koketterie jemals liebte, hat Grünberg im Laufe der Zeit grausam verdorben. Der Mann findet ja kein Interesse an ihren Freuden, und was sie sich je wünschen könnte, verhöhnt er als Dummheit. Seine Frau ist für ihn das niedergehaltene orientalische Weib, das, weil nicht mehr jung und schön, zu seiner Sklavin herabgesunken ist.

Frau Grünbergs Stolz bäumt sich auf gegen das Schicksal. Deshalb sucht sie ihre eigenen Wege: Sie verschafft sich Geld zu selbständiger Verfügung. Sie läßt sich bezahlen für Allerlei, wie Kinderhüten, Kartenschlagen und für geheimes rumänisches Wissen — sie nimmt wohl auch rührend dankend eine Note von einer gütigen Dame in Empfang...

Und Frau Grünberg geht an jedem Feiertag auf die Suche nach etwas Beglückendem, Schönem. Sie sitzt dann stundenlang im Kino, oder verplaudert den Nachmittag bei einer Bekannten.

Legthin kam sie zu uns, nachdem sie sich selber zum Tee eingeladen hatte. Im grünen Samtrock, mit heimlich zugesteckten Korallenketten geschmückt, machte sie bei diesem Besuch Anspruch auf Geschmack und Kenntnis guter Formen. Sie gedachte, ohne zu posieren, aller Grazie, die ihr in jungen Jahren natürlich gewesen. Als sie sich nach einer gemüthlichen Stunde verabschiedete, mit unnachahmlicher Gebärde für die Aufnahme dankend, stand sie

im Besitz feiner, liebenswürdiger Reize, die sie sonst so gut verborgen hält wie die übrigen Schätze aus bessern Zeiten. —

Ich frage mich oft: Würde Frau Grünberg überhaupt leben können, wenn sie sich für immer die Mansarde Nr. 7 als Wohnstätte denken müßte? Kaum glaube ich es.

Die Reise nach Amerika soll der Übergang vom Elend zum Glück sein. Schon liegt ein neugenähter Unterrock bereit mit freudig roten Zacken, der in seiner verschwiegenen Tasche die Fahrkarte nach der neuen Welt bergen soll. Und drüben werden blickende Dollars ihre Augen zum Lachen bringen. Handgreifliche, golden glänzende Glücksmomente will Frau Grünberg noch erleben!

* * *

Wenn es dunkelt im Haus, Schrankenstraße 62, krabbeln alle Kinder aus ihren Gemächüren. Sie haben immer etwas vor miteinander. Sie kaufen ein für ihre Mütter, und als gute Genossen schlüpfen sie zusammen in diese und jene Wohnung. Liebe Laute und allerlei Kindliches steigen um diese Zeit durch die fünf Stockwerke.

Das Erleben der vielen Menschen kann nicht verborgen bleiben hinter den dünnen Türen. Die Leute in diesem Haus führen das Leben von Geschwistern: Sie necken, zanken und lieblosen sich. Sie leihen einander Kochgeschirr und Werkzeug. Sie beschenken sich mit Dingen, die sie von der Straße aufgelesen oder von andern bekommen haben. Sie sind zufrieden und vergnügt, solange sie in ihrem Quartier bleiben. Wenn sie aber in andere Stadtteile geraten, werden sie bitter und unvernünftig. Sie reden dann vom Reichsein als vom endgültig erstrebenswerten Zustand und horchen gläubig auf die Jungen, die dieses Glück erzwingen wollen durch Revolution.

Sie sind alle wie arme wilde Kinder, die nach dem Glänzenden greifen, das ihnen nicht gehört und von dem sie nicht einmal wissen, ob es gut ist. Sie verstehen noch nicht, daß das Gute zu groß ist, um im Zeitlich Beschränkten von Vielbenedeten erfaßt werden zu können. Aber was wissen wir? Vielleicht ahnt es doch dieser und jener unter ihnen in vielen schmerzlichen und abenteuerlichen Uebergängen.

An den fernen Freund

Seitdem du mich verliebest, denke ich dich immer.
Wenn ich die Augen schließe, sehe ich dein Bild;
So nah und wirklichschön als ob kein Raum uns
Keine Städte trennten.

Bei meiner Kerze sanftem Schimmer
Trittst du ganz leise, leise in das Zimmer.
Um deine Lippen schwebt ein Lächeln kindlich mild.

Dann leg ich meine Hände zart an deinen Körper.
Dann küß ich innig deinen weichen, roten Mund.
Dann sag ich schweigend dir die letzten Dinge.
Dann bin ich ganz in dir und du in mir.
Dann kann uns nichts mehr trüben, nichts mehr trennen,
Weil wir nur eine Liebe, eine Seele, eine Wolke sind.
Zwei Lichter, die in einen Himmel brennen.
Ein Baum, ein Stern, der gute Abendwind.

Dann sind wir sündenlos und weise.
Dann ist kein Raum und keine Zeit.
Dann schweben wir so süß erfüllt und leise
In Gottes Urnenendlichkeit.